Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 15 (1998)

Artikel: Eigenproduktion und Austausch von Gütern im Wandel : wirtschaftliche Veränderungen in der Oberwalliser Gemeinde Mund im 20. Jahrhundert

Autor: Pfaffen, Edwin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-872006

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Edwin Pfaffen

Eigenproduktion und Austausch von Gütern im Wandel

Wirtschaftliche Veränderungen in der Oberwalliser Gemeinde Mund im 20. Jahrhundert

Einleitung

Frau Kalbermatten, eine Munderin, erwähnt in einem Interview: «Mein Bruder, der Karl, ist zweimal am Tage oft mit zwei Maultieren hinunter bis nach Brig; sind dort Waren holen gegangen.» Saumwege bildeten bis zur Eröffnung der Seilbahn 1951 die einzige Verbindung zwischen Mund und dem Talgebiet. Weitere 28 Jahre später, nämlich im Jahr 1979, erhielt Mund eine durchgehende Strasse zum Tal. Wegen dieser relativen Abgeschiedenheit bis weit ins 20. Jahrhundert hinein, konnten sich in Mund Strukturen des traditionellen bäuerlichen Systems länger halten als in anderen vergleichbaren Gemeinden des Oberwallis. Mund ist daher besonders interessant, wenn es darum geht, der Übergangsphase von der weitgehenden Selbstversorgungswirtschaft hin zu einer vermehrten Konsumwirtschaft nachzuspüren. Mittels Interviews lassen sich noch Sachverhalte erfragen die andernorts schon nicht mehr so klar präsent sind. Interviews als Quellen bieten sich aber v. a. auch deshalb an, da sich gerade über Alltagserfahrungen im bäuerlichen Bereich nur wenig in schriftlichen Quellen niederschlug.

Die folgenden Ausführungen stützen sich zum grössten Teil auf Interviews aus Mund. Diese stammen aus einem Sample, das ich 1991 für meine Lizentiatsarbeit[1] erstellte. Befragt wurden Leute, die zu diesem Zeitpunkt schon alle über 60 Jahre alt waren und die ihre Lebenszeit vorwiegend in Mund verbracht hatten.

Diese Gemeinde befindet sich westlich von Brig am rechten Talhang des Rhonetals. Ihr Territorium erstreckt sich vom Talgrund bis hinauf zum Schildhorn auf 3120 m ü. M. Die Hauptsiedlung liegt auf 1170 m ü. M. Zusätzlich finden sich noch verschiedene ganzjährig bewohnte Weiler ober- und unterhalb derselben. Mund verfügt auch über eigene Voralp- und Alpgebiete.

Da die Gemeinde in einer der trockensten Regionen der Schweiz liegt, muss das Kulturland regelmässig bewässert werden. Die horizontal zum Hang verlaufenden Wasserleitungen sind denn auch ein charakteristisches Landschaftselement.

Die Gemeinde Mund zählte 1990 582 EinwohnerInnen. Von den 212 Erwerbs-

tätigen waren noch 2,5% im primären Wirtschaftssektor tätig. Nicht erfasst sind in diesen Zahlen allerdings die noch zahlreichen Nebenerwerbsbauern. Im weiteren waren im zweiten Sektor 56% und im dritten Sektor 41% beschäftigt.[2]

Grenzen des bäuerlichen Wirtschaftssystems und die Suche nach Zusatzeinkünften

Bis in die 1940er Jahre herrschte in Mund ein wirtschaftliches System vor, das in hohem Grad auf Selbstversorgung beruhte. Dabei umfasste es nicht einfach einzelne bäuerliche Betriebe sondern erstreckte sich auf die gesamte Gemeinde. Die Güter für den täglichen Bedarf wurden vorwiegend im eigenen bäuerlichen Betrieb produziert. Verarbeitungseinrichtungen wie Bäckereien und Mühlen befanden sich im Dorf. Das bäuerliche Wirtschaftssystem umfasste den gesamten Lebensbereich einer Person.

Die bäuerliche Produktion stützte sich auf zwei Hauptpfeiler: Auf der einen Seite war es der Ackerbau, der Kartoffeln und v. a. das Brotgetreide lieferte. Auf der anderen Seite war es die Viehwirtschaft, die insbesondere den Milchprodukte- und Fleischbedarf abdeckte, aber auch zur Erlangung von etwas Bargeld wichtig war. Die wenigen Produkte, die von auswärts eingeführt wurden, beschränkten sich auf Salz, Zucker, Polenta, Reis, Hering (während der Fastenzeit) sowie Kleiderstoffe und Bestandteile von Gerätschaften.

Das Leben der Bewohner und Bewohnerinnen spielte sich hauptsächlich am Munder Berg ab und war geprägt durch die saisonalen Wanderungen, die z. T sämtliche Familienmitglieder mit dem Vieh, teilweise aber nur das Vieh zu dessen verschiedenen Fütterungsorten führten. Der Lebensunterhalt wurde zur Hauptsache mit bäuerlicher Arbeit bestritten. Handwerk als Hauptbeschäftigung gab es nicht, hingegen wurden verschiedene handwerkliche Tätigkeiten wie Backen, Mahlen oder Schlachten als Nebenbeschäftigung ausgeübt.

Der hier kurz skizzierte Abriss spiegelt quasi das Grundmuster dieses bäuerlichen Systems wider, klammert jedoch wesentliche Punkte aus. Verschiedenste Untersuchungen über diese und andere Berggemeinden und -regionen – freilich in ausführlicherer Form – sind nach diesem Muster angelegt. Sie trugen und tragen entscheidend zum Bild vom idyllischen Bergbauernleben bei. Erst die jüngere Forschung begann dieses Bild zu relativieren.[3] Allerdings fällt auf, dass gerade mit dem Begriff «Subsistenzwirtschaft» z. T. bis heute unkritisch umgegangen wird.[4] So bleibt v. a. in der älteren Literatur häufig unberücksichtigt, welche Bereiche die Subsistenzwirtschaft einschliesst, d. h. ob sie sich nur auf die Ernährungslage bezieht, ob etwa Bekleidung, Herstellung von Gerätschaften usw. mit einbezogen

werden oder ob der Begriff gar den gesamten Bedarf einer ökonomischen Einheit umfasst. Vielfach wird überdies die soziale Stellung der einzelnen Betriebe ausser acht gelassen, d. h. es wird von einer mehr oder weniger egalitären Gesellschaft ausgegangen. Darüber hinaus wird das traditionelle bäuerliche Wirtschaftssystem oft so beschrieben, als ob es über Jahrzehnte keinen Änderungen unterworfen gewesen wäre.

Ich möchte im folgenden zunächst noch etwas differenzierter auf die bäuerliche Wirtschaft in Mund zu sprechen kommen, um dann in breiterer Form auf deren Auflösungsprozess breiter eingehen zu können. Im Auge behalten möchte ich dabei stets die Veränderungen bei der Eigenproduktion und dem Austausch von Gütern.

Die Selbstversorgungswirtschaft blieb zwar in Mund bis in die 1940er Jahre dominant, doch zeigten sich deren Grenzen und Unwägbarkeiten schon vorher.

Karoline Trachsler äussert sich in ihrem Interview verschiedentlich zur Haushaltung ihrer Eltern. Drei Passagen seien hier wiedergegeben und sollen anschliessen etwas näher betrachtet werden:

KT: Wir haben etwa so zwei Kühe gehabt und vielleicht etwa ein Kalb und vielleicht etwa ein paar Schafe auch, [so dass man,] wenn man in der Not gewesen ist, ein Schaf hat verkaufen können, damit man nicht […] hat müssen ein Rindvieh verkaufen.

KT Ja, dieses Gütchen, das man gehabt hat; wir haben einfach nicht viel gehabt, und dann ist uns die Mutter noch gestorben und eh, sieben Kinder sind … […] Sieben sind wir gewesen und mit diesem haben wir da durchgehen müssen. Dann haben wir ein wenig gebuttert. […] Und dann haben wir manchmal warten müssen bis … [Wenn] wir auch Zucker oder so etwas nötig gehabt haben, haben wir warten müssen, bis dass wir diese Butter haben verkaufen gehen können. Dann hat man ein paar Hühnlein gehabt und diese Eier auch verkauft.

KT: Wir haben auch «mager» hindurch gehen müssen … Und als es nichts zu verdienen gegeben hat, die Mutter auch gestorben und da sieben Kinder … Die Älteren sind dann schon auch anfangs aus der Schule … Zwei sind anfangs aus der Schule gewesen, aber dann sind sie dann auch als Hirte … Ja, auch so zu jemandem. Die haben dann auch nicht bezahlen können. Etwa ein Kleidchen und …

Int.: Aber der Vater ist immer in der Landwirtschaft [tätig] gewesen?

KT: Ja, immer. Ja, da ist sonst nichts gewesen. Wie gesagt, einmal … hie und da einmal, dass [er] einen Sack Salz oder etwas holen gegangen [ist], und dafür hat er 1 Fr. erhalten. Und dann als der erste Krieg gewesen ist – im ’14 ist der ausgebrochen –, eh, da weiss ich, dass er dann manchmal da hinunter ist …

> Dann ist drüben in den «Brichu» auch Militär gewesen. […] Bei den «Brichu» hinüber so in einem Ding sind sie gewesen. Und dann hat er vom «Hohfäld» auch ihnen etwas […] herauftragen können. […] Dann haben sie ihm am Abend vielleicht etwas [Ess]resten gegeben, […] bezahlt schon auch etwas. Bezahlt haben sie ihn … Aber diese Resten sind dann auch schnell weg gewesen, wenn er die gebracht hat.

Offensichtlich reichte das «Gütchen» für den Lebensunterhalt der Haushaltung von Frau Trachslers Eltern nicht oder nur knapp. Bemerkenswert ist, wie der Verkauf von Schafen zur Überbrückung von finanziellen Engpässen dienen konnte und v. a. wie Butter und Eier zur Erlangung von Bargeld eingesetzt wurden, um damit Waren aus dem Laden zu beziehen. Zusätzliche Einkünfte erzielte Frau Trachslers Vater durch Trägerdienste, die er ab und zu leistete. Besonders aufschlussreich beim Auftrag fürs Militär ist, dass neben der finanziellen Entschädigung auch die Essensreste äusserst begehrt waren.

Auf markante Art zeigen diese Äusserungen von Karoline Trachsler die Unwägbarkeiten und Grenzen der Selbstversorgungswirtschaft auf; dies obwohl die von Frau Trachsler beschriebene Situation zu den extremeren Beispielen innerhalb Munds zu zählen ist. Dennoch, auch in Mund gab es Betriebe, die nicht oder nur knapp den eigenen Bedarf zu decken vermochten. Sicherlich entscheidend war, wieviel Bodenbesitz (in welcher Qualität) einem Betrieb zur Bewirtschaftung zur Verfügung stand. Im weiteren war aber auch wichtig, über wie viele Arbeitskräfte ein Betrieb verfügen konnte. Von diesen Faktoren hing weitestgehend der Viehbesitz ab. Krankheits- und Unglücksfälle bei Mensch und Tier sowie Wetter- und Klimaschwankungen konnten erheblichen Einfluss darauf haben, inwieweit ein Betrieb Selbstversorgung zu gewährleisten vermochte. So gab es stets auch Betriebe, die bei ungünstigen Bedingungen eine Stellung erreichten, in der die bäuerliche Produktion nicht mehr für den Lebensunterhalt ausreichte.

Bei der Haushaltung der Eltern von Frau Trachsler war sicherlich der relativ kleine Bodenbesitz sowie der frühe Tod von Frau Trachslers Mutter entscheidend. Diese starb zu einer Zeit, als gerade zwei der sieben Kinder aus der Schule waren. Zu diesem Zeitpunkt wäre der bäuerliche Betrieb jedoch noch auf ihre Arbeitskraft angewiesen gewesen.

Immerhin konnten die beiden schulentlassenen Jugendlichen als Hirten in anderen Betrieben untergebracht werden. Diese wurden zwar kaum entlöhnt für ihre Tätigkeit, erhielten aber Nahrung und Kleidung. Angesichts der prekären Situation innerhalb dieser Haushaltung darf diese «Entlastung» nicht unterschätzt werden. Vor allem während der Sommermonate war es in Mund und auch in anderen Oberwalliser Berggemeinden üblich, grössere Kinder und Jugendliche auf Alpen zu schicken. Für den Viehhütedienst waren diese Arbeitskräfte unerläss-

lich; mit ein Grund für die Weggabe war aber auch der Umstand, dadurch zeitweise weniger EsserInnen am Tisch zu haben.
Generell lässt sich sagen, dass für bäuerliche Betriebe, die auf zusätzliches Einkommen angewiesen waren, bis ins 20. Jahrhundert hinein in Mund kaum Verdienstmöglichkeiten bestanden. In den Interviewpassagen von Frau Trachsler erscheint das ganze Spektrum von Möglichkeiten, wie man innerhalb von Mund zu Bargeld gelangen konnte. Benötigte ein bäuerlicher Betrieb zusätzliche Arbeitskräfte, so wurden diese oftmals mit Gegenleistungen (etwa in Form von Arbeit) entschädigt und nicht so sehr mit Bargeld und falls solches ausbezahlt wurde, waren die Ansätze recht niedrig.
Etwas grössere Einkunftsmöglichkeiten schufen verschiedene Erneuerungsarbeiten an den Hauptwasserleitungen in den 1920er und frühen 1930er Jahren.[5] Karoline Trachsler erwähnt in einer hier nicht wiedergegebenen Passage, dass es im letzten Jahrzehnt vor ihrer Heirat (sie heiratete 1935) bei ihr zu Hause schon bedeutend besser gewesen sei. Verschiedene ihrer Brüder hätten bereits etwas verdient.
Ausserhalb Munds boten sich v. a. ab den 1920er Jahren zusätzliche Einkommensmöglichkeiten in Form von Saisonstellen in der Hotellerie und im Gastgewerbe sowie beim Wasserkraftwerkbau an.
Bereits vor dem Ersten Weltkrieg hatte die Mutter von Dorothea Rossfelder in verschiedenen Saisonstellen gearbeitet. Frau Rossfelder erzählt:

DR: Die ist das erste Mal weggegangen … Dann ist sie zu einem gegangen als sie aus der Schule gewesen ist. Dann hat sie pro Monat 5 Fr. verdient und das Essen ist gut gewesen. Einfach so ein älterer, lediger ist das gewesen, aber hat wirklich gehabt. Einfach, sie hat immer gesagt: «Also da habe ich zu Essen gehabt.» Einfach, er doch gesorgt und etwas gemacht. […] Dann hat sie immer gesagt: «Da habe ich mir selber anfangs ein Schürzchen kaufen können.» Anfangs etwas kaufen können.

Auch die Mutter von Frau Rossfelder hatte schon früh ihre Mutter verloren. So arbeitete sie, aber auch einer ihrer Brüder, häufig in Saisonstellen. Die hier wiedergegebene Passage befasst sich mit ihrer ersten Stelle in einem Privathaushalt. Auffallend ist, wie die Betonung – besonders kenntlich gemacht durch das direkte Zitieren von Aussagen der Mutter – v. a. auf zwei Punkte gelegt wird: das genügend vorhandene Essen sowie die Möglichkeit, mit dem verdienten Geld etwas kaufen zu können. Äusserst augenfällig wird hier wieder auf die Schwachstellen des elterlichen Bauernbetriebs verwiesen: der zumindest zeitweise Mangel an Essen und an Bargeld.
Frau Rossfelder selbst arbeitete nach Abschluss der Schule bis zu ihrer Heirat ebenfalls in verschiedenen Orten, so etwa in einer Gärtnerei in Gamsen (in der

Nähe von Brig), beim Bäumepflanzen der Lötschbergbahn, in der Lonza Visp als Verpackerin sowie in Naters, Zermatt und Montreux im Gastgewerbe bzw. in der Hotellerie.
Die Nutzung von Saisonarbeitsstellen durch verschiedene Munderinnen und Munder zeigt deutlich, dass sich der Selbstversorgungsbegriff nicht uneingeschränkt verwenden lässt.
Auch bei Vollerwerbsbetrieben konnten junge Erwachsene zwischen ihrem Schulabgang und ihrer Heirat in Saisonstellen tätig sein. Das so verdiente Geld wurde, wie von verschiedenen Interviewten erwähnt wurde, grösstenteils den Eltern abgegeben. Der elterliche Betrieb wurde also, wenn auch in bescheidenem Umfang, durch Einkünfte aus saisonalen Beschäftigungen alimentiert. Es ist freilich anzunehmen, dass dies v. a. Betriebe betraf, die ihr nötiges Bargeld nicht allein aus dem Verkauf von bäuerlichen Erzeugnissen beschaffen konnten.
So oder so war Bargeld in Mund bis in die 1930er Jahre noch wenig im Umlauf. Auf diese Situation hatte sich auch der 1910 eröffnete Konsum-Laden eingestellt. Bei der Konsumgenossenschaft heisst es in deren Statuten unter Artikel 3 u. a.: «Der Verein hat die Verbesserung der ökonomischen Lage seiner Mitglieder und das Wohl der Gemeinde Mund zum Zweck. Dieser Doppelzweck soll erstrebt werden: 1. durch gemeinsamen Grossbezug von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen in guter Beschaffenheit; 2. durch Verkauf derselben gegen mässige Vergütung unter genauer Befolgung des Grundsatzes der Barzahlung (an Geld oder Naturalien) und der festen Preise.»[6] Neben Geld waren also auch Naturalien als Zahlungsmittel zugelassen. Bereits erwähnt habe ich, wie die Haushaltung von Karoline Trachslers Eltern Butter und Eier im Laden ablieferte und dafür Waren kaufte. Der Vertrieb dieser Naturalien im Tal wurde ebenfalls vom Konsum übernommen. So erzählt Klemenz Tresch (Jahrgang 1907) wie er zusammen mit einem anderen Jungen im Auftrag des Konsum-Ladens in der «Tschifra» [= Rükkentragkorb] Eier ins Tal transportiert und diese an bestimmten Adressen abgeliefert habe. Es gab also keinen Verkauf von Tür zu Tür, sondern man hatte seine festen Kunden. Auch Dorothea Rossfelder kann sich an eine Frau erinnern, die zeitweise täglich mit Käse und Butter vom Konsum hinunter ins Tal gegangen sei und diese Produkte dort verkauft habe. Noch 1939 sei diese Frau im Auftrag des Konsum-Ladens unterwegs gewesen. Da sie in ärmlichen Verhältnissen gelebt habe, sei sie auf diesen Verdienst angewiesen gewesen.
Wie lange dieser Vertrieb vom Konsum-Laden beibehalten wurde, liess sich nicht feststellen, sicherlich wurde er aber in den 1940er und 1950er Jahren zunehmend obsolet. In diesem Zeitraum hatte sich nämlich auch in Mund die auswärtige Lohnarbeit etabliert. Schon in den 1920er Jahren arbeiteten verschiedene Munder in der Lonza in Visp. In der darauffolgenden Zeit wurden derartige Stellen zuneh-

mend sicherer und v. a. zu Beginn der 1940er Jahre nutzten auch immer mehr Männer aus Mund diese Gelegenheit. Überdies entstanden gegen Ende der 1940er Jahre bei verschiedenen Baufirmen im Tal neue Arbeitsmöglichkeiten.

Auswirkungen von Lohnarbeit und wachsendem Bargeldumlauf auf die bäuerliche Produktion

Während sich die Arbeit bei den Saisonstellen in den meisten Fällen auf einen bestimmten Lebensabschnitt beschränkte und die Einkünfte daraus hauptsächlich als finanzielle Unterstützung für den elterlichen Bauernbetrieb gedacht waren, stellte die neu aufkommende Lohnarbeit mit ihren vielfach festen Anstellungsverhältnissen die bäuerliche Produktion zunehmend in Frage. Neben den Vollerwerbsbetrieben bildete sich neu eine Reihe von Nebenerwerbsbetrieben heraus. Bei einem Teil der Munder Landwirtschaftsbetriebe war nun der Mann zur Hauptsache ausserhalb des Wohnorts tätig. Die bäuerliche Arbeit wurde von ihm in seiner «Freizeit» oder v. a. auch durch Mehrarbeit der Frau verrichtet. Neben dem Mehraufwand wurde der Zeitfaktor bei dieser Arbeitsform zu einem gravierenden Problem, da sich stets Überschneidungen zwischen den Ansprüchen der Lohnarbeit und jenen der bäuerlichen Produktion ergaben.
Solange die Löhne auch bei festen Anstellungen niedrig waren, was bis zu Beginn der 1950er Jahre der Fall war, blieb die Bedeutung des bäuerlichen Betriebs unbestritten. Für die Deckung des Nahrungsmittelbedarfs war er nach wie vor auch bei Lohnarbeitern eine Notwendigkeit.
Als jedoch die Löhne anzusteigen begannen, machte die Lohnarbeit die bäuerliche Produktion zusehends entbehrlicher und bot sich immer stärker auch als eigentliche Alternative an.
Welchen Stellenwert sie erlangt hatte, zeigt sich etwa in einer Äusserung von Nelly Kalbermatten:

NK: Und dann ist sofort der Wohlstand, ist dann sofort so gekommen. Diejenigen die auch viel verdienen konnten … Und [bei] uns hat es dann eigentlich erst gebessert als dann anfangs einige Kinder ausgelernt gehabt haben, so dass sie auch jeden Monat etwas abgegeben haben.

Aufschlussreich ist, dass sich bei Frau Kalbermatten eine markante Veränderung der ökonomischen Situation erst ergab, als ihre Kinder ins Erwerbsleben eintraten (gegen Ende der 1950er Jahre). Zu erwähnen ist dazu, dass die Kalbermattens Landwirtschaft im Vollerwerb betrieben und Herr Kalbermatten den Försterberuf als Nebenbeschäftigung ausübte. Im Gegensatz dazu ergab sich für Karoline Trachsler eine Verbesserung ihrer ökonomischen Lage bereits in den 1920er

Jahren als einige ihrer Brüder etwas verdienen konnten und v. a. 1935 bei ihrer Heirat. Ihr Mann, der zu diesem Zeitpunkt schon einige Jahre in der Lonza gearbeitet hatte, brachte dem Haushalt ein regelmässiges Einkommen, obgleich auch hier zusätzliche Einkünfte aus der bäuerlichen Produktion erforderlich waren.

Auffallend ist, wie beide Frauen eine deutliche Verbesserung ihrer ökonomischen Lage mit dem Verdienst aus der Lohnarbeit in Zusammenhang bringen. Während auswärtige Lohnarbeit – v. a. die Lonza-Arbeit – bei ihrem Aufkommen keinen besonders guten Ruf genoss und eher als Arbeit für Minderbemittelte galt, hatte sie sich spätestens Ende der 1940er Jahre soweit etabliert, dass auch Inhaber von bäuerlichen Vollerwerbsbetrieben sie zunehmend als einzige Chance für die Zukunft sahen. Im Vergleich zu dieser neuen Arbeits- und Einkommensform schnitt die bäuerliche Produktion bezüglich Arbeitsaufwand und dem daraus resultierenden Verdienst äusserst schlecht ab. So kamen denn auch in Mund neben der auswärtigen Lohnarbeit immer mehr Berufslehren auf. Nelly Kalbermatten erwähnt, wie es ein grosses Anliegen von ihr und ihrem Mann gewesen sei, dass alle ihre Kinder hätten eine Lehre absolvieren können.

Durch den Umstand, dass auswärtige Lohnarbeit immer attraktiver wurde, stellte sich sowohl für die Vollerwerbs- wie Nebenerwerbsbetriebe ein weiteres Problem: Es wurde zunehmend schwieriger, für bäuerliche, arbeitsintensive Tätigkeiten, die temporär anfielen, noch geeignete Arbeitskräfte zu finden. Dies betraf Arbeiten wie beispielsweise das Bestellen von Äckern und das Mähen der Wiesen. Wegen der aufkommenden Berufslehren, die praktisch ausschliesslich ausserhalb Munds absolviert wurden, waren auch Jugendliche nicht mehr so flexibel einsetzbar. Klemenz Tresch erzählt, wie beispielsweise die Senntümer im Gredetschtal von der Burgerschaft Mund wegen mangelnder Arbeitskräfte nicht mehr hätten weiterbetrieben werden können.

Diese sich verändernde Situation, hervorgerufen durch die aufkommende Lohnarbeit und den vermehrten Bargeldumlauf, konnte nicht ohne direkte Auswirkungen auf die bäuerliche Produktion bleiben.

Erste Veränderungen zeigten sich am markantesten beim Ackerbau. Schon ab den 1920er Jahren wurde v. a. der Getreideanbau in Gebieten mit wenig ertragreichen Böden oder in peripherer Lage zusehends aufgegeben. Während des Zweiten Weltkriegs wurde diese Bewegung etwas aufgehalten, da z. T. bis dahin brachliegende Parzellen wieder aufgebrochen werden mussten. Nach Kriegsende setzte sich jedoch der Trend um so schneller fort.

Eine weitere Extensivierung, wenn auch zeitlich um zwei bis drei Jahrzehnte verschoben, setzte bei der Viehhaltung und der Wiesenbewirtschaftung ein. Beim Vieh wurde zunehmend von der Rindviehhaltung auf die weniger intensive Schaf-

haltung umgestellt. Vor allem entfiel so das morgendliche und abendliche Melken, das eine tägliche Präsenzzeit während des ganzen Jahres erforderte.
Auch wurden wie zuvor schon beim Ackerland zunehmend abgelegenere und unwegsamere Wiesenparzellen nur noch als Weideland benutzt.
Diese verschiedenen Extensivierungsbewegungen waren eine passive Art, auf die Veränderungen der Erwerbsstruktur und die daraus resultierende Arbeitsmehrbelastung sowie den zunehmenden Arbeitskräftemangel zu reagieren. Daneben gab es auch eine aktive Strategie, die v. a. darin bestand, bestimmte Verrichtungen zu mechanisieren. Dorothea Rossfelder erzählt:

DR: Ja sonst zum Misttragen oder so oder Pflügen oder … Dafür haben wir [das Maultier] dann auch gebraucht. […] Nachher aber haben wir dann einen richtigen Pflug angeschafft. […] Aber dann ist man zufrieden gewesen, wenn man den Pflug hat auf das Maultier laden können. Dann haben wir weiter oben … In den «Bodmu» sagt man da. […] Da haben wir auch ein paar Äckerlein gehabt. Und eben, um diesen Pflug dort hinaufzutransportieren, hat das [Maultier] auch noch gedient. […] Aber die Transportmaschine haben wir dann … Direkt haben wir dann, als der Mann gestorben ist, in demselben Frühjahr, haben wir eine Transportmaschine angeschafft.

Die Abfolge verschiedener Neuerungen wird in dieser Interviewpassage deutlich sichtbar. Während bis dahin die Äcker ausschliesslich mit einer Breithaue bearbeitet wurden, brachte der Pflug mit Maultiervorspann eine erste Erleichterung. Auf diese Weise dürften ab den 1930er und 1940er Jahren auch andere MunderInnen einen Teil ihrer Äcker bestellt haben. Der nächste Schritt war die Anschaffung eines «richtigen» Pflugs, nämlich eines Pflugs mit Seilwinde. Dieser Kauf dürfte wohl erst in den 1960er Jahren getätigt worden sein. Zwar ist bereits für 1943 ein Pflug nachgewiesen,[7] doch blieb dieser lange Zeit der einzige. Auch bei zwei weiteren Interviewten wurde ein Pflug erst gegen Ende der 1960er Jahre angeschafft. Im Land- und alpwirtschaftlichen Produktionskataster von 1968 werden fünf «Seilwinden mit Pflug» erwähnt.[8]
Ein weiterer Bereich, der in der Interviewpassage von Dorothea Rossfelder Erwähnung findet, ist der Transport. Frau Rossfelder erzählt, wie das Maultier «zum Misttragen oder so» eingesetzt wurde. Nachdem der neue Pflug im Einsatz war, diente es auch zum Transport desselben in die Äcker oberhalb des Dorfes.
Zu Beginn der 1970er Jahre erfolgte noch der Kauf eines Transporters. Etwa zur selben Zeit schafften sich die Rossfelders auch eine Mähmaschine an. Die Abfolge entspricht dem allgemeinen Trend in Mund. Einzig das Maultier fand noch eine relativ lange Verwendung. In Mund gab es nämlich 1966 nur noch zwei Maultiere und für 1973 und die folgenden Erhebungsjahre wurden keine mehr registriert. Im Vergleich dazu waren es in den Jahren vor der Seilbahneröffnung

1951 stets zwischen sechs und acht Tiere gewesen.[9] Wieso die Rossfelders noch bis zu Beginn der 1970er Jahre ein Maultier besassen, dürfte u. a. auch damit zusammengehangen haben, dass Herr Rossfelder speziell an diesem Tier hing und es (neben Transporten) im Sommer auch für Ritte zu den Schafen benutzte. So wurde denn auch sofort nach Herr Rossfelders Tod ein Transporter angeschafft.
1960 existierten in der Gemeinde Mund elf Einachser, die grösstenteils als Mähmaschinen Verwendung fanden. Einzelne davon verfügten über einen Zapfwellenantrieb und konnten dadurch auch zu Transportzwecken eingesetzt werden. Die Zahl der Einachser stieg bis zum Jahr 1975 sprunghaft auf 43 an. Zu diesem Zeitpunkt gab es in Mund schon 32 Transporter sowie einen ersten Selbstladewagen.[10]
Frau Rossfelder erwähnt in dem oben vorgestellten Interviewausschnitt, wie der neue Pflug mit dem Maultier in die höher gelegenen Äcker transportiert wurde. Sie weist damit auf ein Problem, das sich besonders krass bei der zunehmenden Anschaffung von Maschinen stellte: Die Acker- und auch die Wiesenparzellen waren zu einem sehr grossen Teil für Maschinen nicht oder nur schwer zugänglich.
Es bedurfte also einer Reihe neuer Erschliessungsstrassen. Im Zusammenhang mit der Trinkwasserversorgung musste eine Baustrasse von der Hauptsiedlung bis ins Gebiet der obersten Weiler gebaut werden. Diese Strasse, erstellt von 1964–1968 war gleichsam der Anfang eines ganzes Netzes von Erschliessungs- und Flurstrassen, die in der Folgezeit entstanden.[11] Friedrich Imhof, ein weiterer Interviewpartner, stellt denn auch einen ganz klaren Zusammenhang fest zwischen dem Bau dieses ersten Strassenteilstücks und dem Anstieg bei der Anschaffung von Maschinen.
Investitionen in Maschinen und Strassenbauten waren neben der Erstellung von neuen Stallbauten die gewichtigsten Massnahmen beim Versuch, die traditionelle bäuerliche Produktion in eine moderne Berglandwirtschaft umzukrempeln. Dieser Aufwand konnte aber letztlich den Trend hin zu einer zunehmenden Marginalisierung der landwirtschaftlichen Produktion nicht aufhalten. Deutlich zeigt sich dies in den schon eingangs dieses Beitrags erwähnten 2,5% von Erwerbstätigen, die 1990 noch im primären Wirtschaftssektor tätig waren.

Ein ungewollt gewollter Rückzug aus der bäuerlichen Produktion

KT: […] Dann heisst es, man solle dem Land Sorge tragen – Du [= Int.] bist jetzt hier unten heraufgekommen – Betrachte bitte alles da unten herauf und hier diese ganzen Kehren. Hier diese Safrankultur und das ist ein grosser Teil alles vernichtet worden. Es ist dann nicht alles.
Int.: Also, wo vorher z. T. Äcker gewesen sind, wahrscheinlich … Gärten …

KT: Hier unten durch hin und her alles … Ich sage dir, ein Paradies ist das gewesen. Dieser fruchtbare Boden und dieses Obst, das da gewachsen ist. Da sind alles Gärten gewesen. «Gellt», dann haben sie hier … [unverständlich]. Und heute ist das nichts mehr, gar nichts – Beton.

Int.: Also hätte man dann die Strasse vielleicht ein bisschen anders führen können, damit weniger gerade so … tangiert worden wäre?

KT: Das ist so eine Sache gewesen. Es ist dann, wegen der Steigung wieder hier oben hineinzumünden. Diese Strasse geht hier hinaus in die «Siite» und dann kommt die hier heraus, «Tähischinu», und dann so wieder. Das ist wegen den Distanzen, haben sie auch wieder Rücksicht nehmen müssen, damit sie nicht zu nahe ans Dorf kommen. Das ist es gewesen.

Int.: Aber eben, sie ist ja auch ziemlich breit, also …

KT Ja. Ja. Also die Strasse ist dann eins A; für eine Bergstrasse … [unverständlich] einmal diesen Viadukt, der dort hinübergeht, was das für eine Zeit und alles gekostet hat. Bedenk das einmal … […]

Klemenz Tresch kommt auf verschiedene Kehren zu sprechen, in denen sich die Strasse unterhalb der Hauptsiedlung durch wertvolles Kulturland zieht. Dabei erwähnt er, dass dies sehr fruchtbarer Boden gewesen sei mit Safrankultur und Obstbäumen; heute sei das nur noch Beton. Auf meine Frage, ob denn mit einer anderen Linienführung eine bessere Lösung hätte gefunden werden können, kommt Herr Tresch auf die Sachzwänge zu sprechen. Es gab offenbar keine andere Lösung als diese Linienführung wegen der einzuhaltenden Steigung. Als ich dann noch die grosszügige Breite der Strasse erwähne (im Sinne, dass man diese eventuell etwas schmäler hätte bauen können), schlägt die Meinung von Herrn Tresch in totale Bewunderung für die Strasse um. Das zuvor geäusserte Bedauern über den grossen Kulturlandverlust ist wie weggewischt.

In der Aussage von Klemenz Tresch treffen zwei gegensätzliche Ansichten in krasser Weise aufeinander, ohne bei Herrn Tresch Verwunderung auszulösen. Zweifellos hätte er sich bei genauerem Nachfragen klar für die Strasse und gegen einen Erhalt des verlorengegangenen Kulturlands ausgesprochen. Dennoch ist erstaunlich, wie ungefiltert sich hier das bäuerliche Element äussern kann. Dieses Phänomen vom Nebeneinander gegensätzlicher Welten in ein und derselben Person scheint mir prägend gewesen zu sein für die Entwicklung der bäuerlichen Produktion in Mund und anderen vergleichbaren Gemeinden des Oberwallis in diesem Jahrhundert.

Es war die erste Generation von Lohnarbeitern, die massgebliche Neuerungen initiierte. Ende der 1940er Jahre waren es v. a. diese, die sich in Mund vehement für den Bau einer Seilbahn stark machten und sich schliesslich gegen die «Maultiertreiber»[12] durchsetzen konnten. Auch bei der Anschaffung von Maschinen dürften

sie eine gewisse Vorreiterrolle gespielt haben, obgleich die Vollerwerbsbauern meist bald nachzogen.
Trotz des Umstands, dass diese Lohnarbeiter den grössten Teil ihrer Arbeitszeit beispielsweise in der Lonza verbrachten, fühlten sie sich v. a. als Bauern. Auch als die bäuerliche Produktion für sie keine Notwendigkeit für den Lebensunterhalt mehr darstellte, wurde sie dennoch beibehalten. Vielfach wurde sie auch von ihnen erst dann aufgegeben, als sie körperlich nicht mehr in der Lage waren, die Arbeiten noch zu leisten.
So war denn die Hinwendung zur Lohnarbeit zunächst ein Schritt, um den latenten Mangel an Bargeld aus der bäuerlichen Eigenproduktion zu überbrücken. Die Sachzwänge, die damit geschaffen wurden (Zeitmangel, Arbeitsmehrbelastung, zunehmender Mangel an bäuerlichen Arbeitskräften) liessen sich nur durch eine vermehrte Extensivierung sowie durch eine zunehmende Mechanisierung entschärfen. Durch den stetigen Anstieg der Einkommen aus der auswärtigen Arbeitstätigkeit setzte allmählich auch ein genereller Rückgang der bäuerlichen Tätigkeit ein. Dieser erfolgte jedoch vielfach bedingt durch äussere Umstände und nicht so sehr aus innerer Überzeugung. Für alle InterviewpartnerInnen stellte die Modernisierung eine Notwendigkeit dar. Trotzdem ist ihre Denkweise bis heute noch stark durch die traditionelle bäuerliche Welt geprägt geblieben. Dies scheint mir ein wichtiger Grund für den Umstand zu sein, dass Nebenerwerbsbauern und -bäuerinnen auch dann am bäuerlichen Betrieb festhielten und gar laufend noch in Maschinen investierten, als sie auf den Ertrag der landwirtschaftlichen Produktion nicht mehr angewiesen waren.

Anmerkungen

1 Edwin Pfaffen, *Zwei Walliser Berggemeinden nach dem Zweiten Weltkrieg. Von der Subsistenzwirtschaft zur Landwirtschaft. Veränderungen im bäuerlichen Bereich aus der Sicht einzelner BewohnerInnen aus Ausserberg und Mund* (unveröffentlichte Lizentiatsarbeit), Basel 1991.

2 *Statistik der Schweiz, Eidgenössische Volkszählung 1990. Bevölkerungsentwicklung 1850–1990*, Bern 1992, 170 f.; *Statistik der Schweiz, Eidgenössische Volkszählung 1990. Erwerbstätige am Wohnort nach Gemeinden* (noch unveröffentlicht), o. J. Der Grund, wieso die Gesamtsumme der drei Wirtschaftssektoren (2,5%, 56,5%, 41%) nur 99,5% beträgt, liegt darin, dass die Beschäftigung eines Erwerbstätigen nicht bekannt war.

3 Verwiesen sei etwa auf Gene Muehlbauer, *Common Interest Associations. Intensification of Factionalism and New Leadership: Responses to Economic Change in a Swiss Alpine Community* (Dissertation), Milwaukee (Wis.) 1979; Robert Netting, *Balancing on an Alp*, Cambridge 1981; Jon Mathieu, *Eine Agrargeschichte der Inneren Alpen. Graubünden,*

Tessin, Wallis 1500–1800, Zürich 1992; Philipp Arnold, *Almosen und Allmenden. Verarmung und Rückständigkeit in der Urner Markgenossenschaft 1798–1848,* Zürich 1994.

4 Vergleiche dazu etwa Jon Mathieu, *Agrargeschichte,* 56 f. Ein Plädoyer für einen differenzierteren Umgang mit dem Begriff sowie weitere Literatur findet sich bei Albert Schnyder-Burghartz, *Alltag und Lebensformen auf der Basler Landschaft um 1700*, Liestal 1992, 141.

5 Siehe Erwin Jossen, *Mund. Das Safrandorf im Wallis*, Naters 1989, 136–138.

6 Abgedruckt in Erwin Jossen, *Mund*, 114.

7 Eidgenössisches Volkswirtschaftsdepartement, *Landwirtschaftlicher Produktionskataster. Gemeinde Mund*, o. O. 1943, 5.

8 Eidgenössisches Volkswirtschaftsdepartement, *Land- und alpwirtschaftlicher Produktionskataster der Gemeinde Mund*, o. O. 1968, 8.

9 *Statistische Quellenwerke der Schweiz*, Heft 85, Bern 1938; 152, 1945; 218, 1949; 271, 1955; 312, 1960; 392, 1965; 421, 1968; 550, 1974; 635, 1979.

10 Zu diesen Zahlenwerten siehe: *Statistische Quellenwerke der Schweiz*, Heft 319, 1960; 580, 1977; *Land- und alpwirtschaftlicher Produktionskataster der Gemeinde Mund*, 1968, 20.

11 Erwin Jossen, *Mund*, 228.

12 Es ist dies eine Bezeichnung, die Klemenz Tresch (selber ein Lonza-Arbeiter) im Zusammenhang mit dem Seilbahnbau für die traditionell eingestellten Personen verwendete.